

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

85 (31.10.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 31. Oktober 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 85.

Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Stellmeister noch einmal sorgfältig ausgelugt, begann er:

„Du mußt wissen, alter Freund, daß auch ich nach der Zeit, wo wir unser gemeinschaftliches Geschäft aufgaben, nach etwas Höherem gestrebt habe; während aber bei Dir das Glück wollte, daß sich eine Wittve Deiner annahm und Dich zum wohlhabenden, ehrfamen Bürger machte, mußte ich mich begnügen, unter die Dienstleute eines wackeren Ritters zu kommen. Damit ichs aber kurz mache: — der edle Herr von Zhenplich, dessen Brod ich esse, hat sich mit dem Geschlecht Derer von Kochow, von Bassewitz und noch anderer edlen Herren verbunden, um noch in diesem Winter den guten Berliner Bürgern die Sorge für die Aufbewahrung ihrer gefüllten Sackel und Truhen abzunehmen. Dies Geschäft den Rittern zu erleichtern, bin ich hierher gesandt, und denke, dabei Deines brüderlichen Beistands gewiß zu seyn . . .“

„Um Gott und aller Heiligen willen, Ihr führt was gegen Berlin im Schilde?!“ rief, sich fast vergessend, der zum Tode erschreckte Kronenwirth. „Und ich soll auch bei dem wahnwitzigen Unternehmen meine Hand im Spiele haben? . . . Nimmermehr! . . . Habe mich in früheren Tagen genug der Gefahr ausgesetzt, und will nun mein Alter in Ruhe verbringen!“

„Nun, nun, alter Hasensuß,“ sagte Dietrich lachend, „gerberdest Dich schier, als wollte ich Dich ans Messer liefern, während ich Dir doch nur ein gut Stück Geld zukommen lassen will! . . . Deiner Beruhigung wegen magst Du nur von vorn herein wissen, daß nur von Dir verlangt wird, mich in Deinem Hause sicher zu verbergen und hin und wieder etwas Ungefährliches für mich zu verrichten, wie zum Beispiel Leute, mit denen ich sprechen will, in Dein Gasthaus zu rufen, damit ich heimlich sehe, wie ihnen anzukommen ist . . . Mag nun die Sache wohl oder übel ablaufen: Du bist alles Verdächtigtes ledig . . . Abermals aber warne ich Dich vor Berrath; Du weißt —“

„Laß den ungerechten Argwohn fahren,“ unterbrach Trautmann den Drohenden; „war ich nicht zur Stelle bereit, als Dein Bote heut Morgen kam?! . . . Ebenso werde ich auch, da ich es jetzt kenne, Dein Verlangen erfüllen, denn ich sehe, daß für mich keine Gefahr dabei ist . . . Doch muß ich Dir sagen, Dietrich,“ fuhr er bedencklich fort, „daß mir um den Ausgang Eures Vorhabens bangt. Wie wollt Ihr es anfangen, unsere reichen Bürger zum Herausgeben ihrer Goldgülden zu nöthigen, da Ihr doch nicht so große Macht besitzt, um mit Euren Knechten die ganze Stadt zu bewältigen?“

Dietrich lachte höhnißlich auf. „Wenn erst der rothe Hahn von Dach zu Dach flattert, wird sich das Ding schon machen!“ sagte er.

„Um Gott, Ihr werdet doch nicht so entsetzliches Unheil anrichten und die Stadt in Feuer aufgehen lassen?!“ stammelte zitternd der Kronenwirth.

„Woher denn diese Angst um Andere, die ich in früheren Zeiten nie wahrgenommen?“ spöttelte Dietrich. „Fürchtest Du, es werde auch über Dich hergehen, oder glaubst Du gar, wir werden das ganze Nest den Flammen preisgeben, um nachher mühsam aus dem Schutt zu graben, was wir suchen? Davor behüte uns Dieser und Jener! Wir zünden die Stadttheile an, wo das arme Volk wohnt und nichts zu holen ist, und dringen

während des Schreckens und der Verwirrung in die Häuser, wo wir wissen, daß sich der Mühe lohnt! . . . Welch reichliche Beute wird's da geben! Du magst Dich freuen, alter Fuchs; denn trotz Deiner mühsamen und gefahrlosen Arbeit wird dennoch ein Erkleckliches für Dich abfallen.“

„Die Augen des Kronenwirths erglänzten in heftiger Begehrllichkeit bei den letzten Worten seines Kumpan's, die von einem derben Schläge auf seine breiten Schultern begleitet waren. Die Aussicht auf reichen Gewinn ließ ihn das Schreckliche der That vergessen.“

„Das ist traun recht schön,“ hob er daher wieder an. „Wie aber wollt Ihr mit Eurer Sippchaft in die Stadt gelangen? . . . Bedenket wohl, daß der edle Rath eine stattliche Söldnerschaar in seinem Dienste hat . . .“

„Vor den Kurfürstlichen sind wir gewiß sicher!“ lachte Dietrich; „Herr Otto hat vollauf zu thun, um für sich zu sorgen, als daß er sich um seine guten Bürger bekümmern könnte, und ist übrigens ganz froh, wenn wir ihn nur in Ruhe lassen . . . Doch um auf die Stadtsöldner zu kommen — meinst Du, daß die einen Strauß mit uns bestehen könnten?“

„Ganz sicherlich,“ behauptete Trautmann. „Derbe Bursche sind's, mein Seel; ganz so, wie man sie in jezigen unruhigen Zeiten braucht, wo der Bürger hinter Mauern und Thürmen in seinem wohlervorbenen Eigenthume nicht sicher ist . . .“

„Schwazest ja da recht spießbürgerlich!“ spöttelte Dietrich. „Fürchtest Dich wohl auch vor den Stellmeisern . . .“

Du sollst nun gleich hören, wie fein Alles eingefädelt ist, um Deine Eisensresser von Stadtsöldnern für uns unschädlich zu machen und uns so des Gelingens zu versichern. Wir haben so wenig Lust, als Du, blind in unser Verderben hineinzurennen.“

Nachdem Dietrich nochmals aufmerksam in die Nacht hinaus gelugt hatte, ob sich kein unberufener Lauscher in der Nähe befände, wandte er sich an den gespannt auf seine Rede wartenden Kronenwirth mit der Frage:

„Kennst Du den Sohn des Thurmwarts von St. Marien? Valentin Sträuber, glaube ich, nennt er sich . . .“

„Er freilich kenne ich den,“ versetzte Trautmann. „Der Alte erhielt das Amt gerade zu der Zeit, als ich meine Trude zum Weibe nahm; und von da ab kenne ich den Valentin und habe ihn aufwachsen sehen. Was ist's mit ihm?“

„Ist der Bursche nicht unter den Stadtsöldnern?“ fragte Dietrich weiter.

„Allerdings, und zwar ist er heut Rottmeister worden, wie ich am Mittag vernommen,“ berichtete der Kronenwirth.

„Er, besser kann sich's ja gar nicht treffen?“ frohlockte der Stellmeister; „jetzt ist das Gelingen gewiß! . . . Du mußt nur wissen,“ wandte er sich zu seinem Gefährten, „daß wir auf Diesen am meisten gerechnet haben, denn wenn durch den rothen Hahn Alles in Schrecken gesetzt ist, soll er uns die Thore öffnen und die Stadtsöldner vom Leibe halten. Als Rottmeister wird ihm dies ein Kleines seyn. Siehst Du nun ein, daß wir gewonnen Spiel haben?“ . . .“

„Das wäre Alles nicht übel,“ entgegnete Trautmann, „wenn Ihr Euch nicht so gewaltig in der Person dessen, der Euch dienen soll, geirrt hättet; denn was den Valentin anbetrifft, da muß ich Euch sagen, daß ich ihn besser kenne, als Ihr. Er ist die Rechtlichkeit selber, und würde gewiß lieber Hungers ster-

ben, als Euer Spießgeselle werden. Schwören will ich drauf, daß sein Sarras zwischen Deinen Rippen sitzt, ehe Du Deine Zumuthung ganz ausgesprochen, denn was Ehre und guten Namen anlangt, so ist er hierin gewaltig kluglich. Nein, nein, den laß aus dem Spiele, wenn Dir Dein Kopf lieb ist; er würde wahrlich nicht viel Federlesens machen! . . ."

Ich sage Dir: nur ein Wort raune ich dem Burschen ins Ohr, und er ist unser, darauf verlaß Dich. Was das Gold nicht bei ihm vermag, thut sicher die Begierde, sich und seinen Vater für angehanen Schimpf zu rächen. . . Doch still — ich höre Tritte — es kommt Jemand! unterbrach er sich plötzlich, den Dolch fester fassend.

„So ist's,“ erwiderte Trautmann leise: „doch höre ich an der Schwere der Tritte, daß es mein Knecht ist. Schnell hinein in die Lade! . . .“

Dietrich folgte dieser Aufforderung ungesäumt. Der Kronenwirth ließ leise den Deckel hinab, und rief dann laut:

„Kommst Du endlich, Kurt?“

„Wo seid Ihr denn, Herr Trautmann?“ fragte dieser, stolpernd näher kommend. „Stockfinster ist's, daß man nicht die Hand vor den Augen sieht.“ —

Beide hoben jetzt die Lade sammt ihrem Inhalt aus dem Rachen und verließen mit ihr das Flusufer. —

Erst als der Schall ihrer Tritte seit geraumer Zeit in der anstößenden Gasse verhallt war, wagte Barthels, aus seinem Versteck zu kriechen. Kein Wort war ihm von dem ganzen Zwiegespräch entgangen, und das Gehörte hatte ihn theils mit Schrecken, theils mit gewisser Freude erfüllt; tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und machten ihn unfähig, einen Entschluß zu fassen. „Nur gut, daß sie Dich nicht entdeckt haben, denn übel wäre Dir's Lauschen bekommen!“ sagte er endlich, mit diesem Strohseufzer den noch immer auf seiner Seele lagernden Schrecken abwälzend. „Es war eine Viertelstunde der Angst, wie ich sie mein Lebrage nicht ausgestanden habe, denn gefackelt hätten die Beiden nicht, hätten sie mich betroffen. . . . Aber dennoch ist die Entdeckung eine Tonne Goldes werth! . . .“

„Besseres konnte nicht für meine Wünsche kommen;“ fuhr er nach kurzem Sinnen mit innerem Frohlocken fort. „Jetzt bist Du vollends in meinen Händen, Jungfer Sträuber, da ich weiß, daß Dein saubrerer Herr Bruder, der so stolz und ehrbar thut, ein Spießgeselle der abligen Buschlepper ist. Mein mußt Du jetzt werden, mein, sage ich, ob ich Dir auch noch so sehr zuwider bin! Nur gemacht, Du wirst meinen Antrag nicht zum zweiten Male so spitzfindig abweisen.“

„Gewinnen muß ich Dich; drum muß vollbracht werden, weswegen ich eigentlich hierher kam.“

Er schritt wieder zurück zu der Stelle, welche er vor wenig Sekunden verlassen hatte, und begann aufs Neue die Untersuchung an der Gartenmauer. Fast zu gleicher Zeit erhob sich der Mond über den Horizont, welcher Barthels bei seinem Suchen sehr zu Statten kam. Er fand einen losen Stein in dem Mauerwerk, nahm diesen heraus, drückte auf eine in der entstandenen Höhlung verborgen liegende Feder, und alsbald öffnete sich ohne das geringste Geräusch eine schmale Pforte in der Mauer, die durch künstliche Mörtelbefleidung von aussen wie von innen jedem uneingeweihten Blick entzogen ward. Barthels trat in einen ziemlich geräumigen, mit Bäumen und Hecken bepflanzten Garten, an dessen entgegengesetzter Seite ein Wohnhaus stand. Ein dunkler Baumgang führte von der geheimen Pforte bis zu einem kleinen freien Platze, der, eine Art Hof bildend, den Garten von dem Hause trennte. Zur Rechten wie zur Linken des Baumganges befanden sich einige Lauben von Immergrün.

„In einer dieser Lauben werde ich mich verbergen, bis ihr Liebhaber sich entfernt, vielleicht geleitet sie ihn. Wenn sie sich dann verrathen sieht, wird sie nicht länger mit ihrer Einwilligung zögern.“

Es schien, als sollte sein Wunsch zur Stelle erfüllt werden, denn eben öffnete sich eine Hinterpforte des Hauses und ein

junger Mann trat an der Hand eines Mädchens auf den freien Platz. Barthels zog sich in das Dunkel einer jener Lauben zurück.

Das Aeußere des jungen Mannes, seine prächtige, goldbesetzte Kleidung, das mit Reihfederu besetzte Barett, ließen einen gar vornehmen und reichen Junker in ihm erkennen, während das einfache, grobe Nieder des Mädchens dasselbe als schlichte Magd bezeichnete. Beide schritten schweigend dem Baumgange zu.

Seine linke Hand hielt krampfhaft den Griff des an seiner Seite hängenden Schwertes umfaßt, während er mit der rechten das Mädchen leitete.

„Beharrst Du jetzt auch noch bei Deinem Entschlusse, Anna?“ fragte er, als Beide den Baumgang zur Hälfte durchwandert hatten, und ein leichtes Zittern seiner Stimme war dabei sehr wohl zu bemerken; „soll wirklich das einzige Glück meines Lebens durch Deinen Eigensinn zertreten werden?“

„Sprich nicht so, Geliebter!“ erwiderte das Mädchen. „Was ich will, ist ja nur Dein Glück! den innern Frieden, der durch mich bedroht, will ich Dir erhalten; ach, ist dies Geschenk doch das einzige, das meine Liebe Dir zu weihen vermag!“

„Liebe!! Mädchen, hast Du je die Liebe gekannt?“ sprach der junge Mann bitter. „Nimmer! Denn hättest Du je geliebt, so fühltest Du gleich mir die Unmöglichkeit Deines Verlangens. Nur ein flüchtiges Wohlgefallen war's, das Dich zu mir hinzog; es ist verflogen, und gleichgültig schickst Du mich von Dir!“

„Otto!“ sprach Anna leise und bebend, aber keine Rede der Welt konnte besser den unendlichen Schmerz der Armen bezeichnen, als der Ton, in welchem sie dies eine Wort aussprach, und der ihrem Begleiter bis in das Innerste seines Herzens schnitt.

„Verzeihe mir, Geliebte, wenn mein heißer Schmerz mich ungerecht und hart gegen Dich werden ließ!“ bat er mit weicher Stimme. „Ich weiß ja, wie sehr Du mich liebst, mich noch immer liebst. Warum aber stoßt Du mich hinweg von Dir. . . . Anna, ich begreife Dich nicht!“

„Du wirst dies können, Geliebter, wenn Du meinen Worten Gehör schenken wolltest“, erwiderte Anna, sich zwingend, ruhig zu erscheinen. „Sage mir dieß zu, Otto; ich bitte Dich inländig darum.“

„So sprich denn, Mädchen!“ entgegnete Otto finster.

„Ich muß mit dem Augenblicke beginnen, Geliebter“, begann Anna, wo sich unsere Liebe entspann. Als Du mich mit eigener Lebensgefahr den Händen jener rohen Trunkenbolde entrissen, geleitetest Du mich nach diesem Hause, wo ich erst kurze Zeit vorher von der edlen Besizerin als Magd aufgenommen war. Bis dahin war ich selten auf die Gasse gekommen, und konnte daher nicht wissen, wer Du warst, denn Du trugst eine einfache Kleidung. Dein edles Benehmen bei jenem nächtlichen Strauß, Dein Zorn gegen die Buben, die ein schwaches Mädchen anzufallen sich nicht scheut, der Muth, den Du als mein Schützer bewiesest: dies Alles stimmte so herrlich überein mit der Vorstellung, die ich mir in meinen kindlichen Träumen von einem rechten Manne gemacht, daß Dein Bild, nachdem Du mich verlassen, unwandelbar vor meiner Seele stand. . . . Ich sahe Dich wieder in der Kirche, wie Du, hinter einem Pfeiler verborgen stehend, vor dem Allmächtigen Dich demüthigtest. Mit meiner Andacht war's vorbei; schien's mir doch, als wolltest Du verhüten, daß man Dich an diesem heiligen Ort gewahrt, und doch sahe ich wohl die Thräne, die Deine trotzigen Jüge so unendlich verschönerte. Auch ich ward von Dir bemerkt beim Austritt aus dem Gotteshause, und Dein freundlich grüßender Blick that meinem Herzen, das, wie ich wähnte, von Dankbarkeit gegen Dich erfüllt war, so unendlich wohl. . . .“

„Es fügte sich jetzt, daß wir uns häufiger trafen; ward ich zur Bleiche auf die Wiese gesandt, so warst Du gewiß nicht fern. Eines Tages erfaßtest Du zum ersten Male meine Hand, sprachest mir von Deiner Liebe, und batest um die meinige.“

O Gott, mein Herz gehörte Dir ja schon vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich sahe; ich liebte Dich ja mehr als irgend Jemand! . . . Wie weder vorher, so fragte ich auch jetzt nicht darnach, wer du seist; Du selbst schwiegst darüber, und ich liebte Dich ja zu sehr, um Dir nicht in allen Stücken zu vertrauen. . . Meine gütige Herrin erkrankte, und ich mußte das Haus hüten, beständig zu ihrer Pflege zur Hand zu seyn; da batest Du mich, Dir den Zutritt zu gestatten, da Du ja nicht leben könntest, ohne mich zu sehen. Dir eine Bitte zu verweigern, war unmöglich: ich lehrte Dich das Geheimniß der Gartenpforte kennen, und diese Lauben zu unsern Seiten waren Zeugen des reinsten und schönsten Glückes. . . Du mein Otto trägst nicht die Schuld; ich hätte vorsichtiger seyn sollen; — da erschien plötzlich der Better deines Vaters mit seiner schönen Tochter Agnes, und ich erfuhr zugleich von den Leuten, wer du bist und was der Zweck ihres Herkommens sei. . . Ich sah Agnes, die Dir von dem Vater bestimmte Braut — mein Gewissen erwachte. Mit Donnerstimme rief es mir zu, willst Du dem Manne, der Dich liebt, der es so gut mit Dir meint, den einzigen Pfad zum Glücke versperrern, da Du ihn nie glücklich machen kannst?! Denn wisse, Otto, nie kann ich die Gattin eines von Lindstädt werden — nie — nie! . . . Begreifst Du jetzt, Otto, mein Verlangen, daß Du nicht ferner mein gedenken sollst? fragte sie nach kurzem, schmerzlichem Schweigen den Geliebten.

Dieser war mächtig erschüttert von dem Seelenzustande des Mädchens, den er nie geahnt hatte.

„Anna, Geliebte meines Herzens“, begann er mit vor Schmerz fast ersticker Stimme, „wahrlich, ich weiß nicht, was ich Deinen Worten entgegenen soll! . . . O, warum verschwiegst Du Dir so sorgfältig meinen Namen! Ich Elender wollte Dich erst prüfen, ob Du, Keine, würdig seist, meine Gattin zu werden! . . . Du bist die Edelste unter Deinem Geschlecht, denn — jetzt sehe ich es ein — Deine Liebe ist eine göttliche, sie ist frei von allen irdischen Schlacken, frei von Eigennuz und Selbstsucht, sie ist so rein, wie sie vom Schöpfer selbst ausgestömt! . . . Aber darum eben muß ich Dich ja besitzen; Du warst der Leitstern, der mir in der dunklen Nacht meines Lebens erschien, der mich führen sollte zu dem Glücke, das ja dem Aermsten zu Theil wird, mir aber vom Geschick versagt ward: zu dem Besitze eines Herzens, an dem ich das herbe Leid meines Lebens — bisher von Niemand geahnt — ausschütten kann in verschwiegener Stunde! Du warst der Leitstern, ohne den ich vielleicht schon untergegangen wäre auf der Bahn des Lasters, auf die mich ein ungerecht Geschick geschleudert, und dessen ich auch ferner so sehr bedarf; — siehe, darum mußt Du die Meine werden, Du mußt es!“

„Nie und nimmer!“ schluchzte Anna, und heiße Thränen bitteren Schmerzes benetzten Otto's Hände. (Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichts-Verhandlungen.

Am, den 21—22. Okt. [Achte und neunte Sitzung des Schwurgerichts.] Fast könnten wir unsern gegenwärtigen Bericht mit den Eingangsworten der bekannten Schillerschen Romane vom „Kampf mit dem Drachen“ beginnen, ohne befürchten zu müssen, uns einer Uebertreibung schuldig zu machen, denn es war ein Andrang bei dieser am zweiten Tage zum Schlusse gelangten Schwurgerichtsverhandlung, wie er bis jetzt hier unseres Wissens nur beim Prozesse des Schäfers Frasch vorkam. Freilich hat auch der gestern und heute verhandelte Fall einige Ähnlichkeit mit jenem, und wie früher alle Welt begierig war, die Zauberkünste des Wunderdoktors von Heiningen ihres geheimnißvollen Schleichers durch das Licht der Öffentlichkeit enthüllt zu sehen, so wollte man nun auch den kleinen „Hexenmeister vor Seiffen“ und den Teufelspuk näher kennen lernen, der seit dem Herbst vorigen Jahrs sein schreckhaftes Unwesen in dem Hause des Söldners Joachim Mayer da-

selbst getrieben, die ganze Umgegend lange in Athem erhalten und die große, wie die kleine vaterländische Presse vielfach beschäftigt hat. Seiffen ist ein kleines Pfarrdorf, eine Stunde von Blaubeuren entfernt, oben auf der Alb, und es scheint, daß die Leute daselbst noch ziemlich abgeschlossen von der Welt leben. Dennoch ist auch dahin das Verderbniß und der Fluch der Gegenwart, die Genußsucht gedrungen und hat, insbesondere unter der Jugend, ja sogar der noch schulpflichtigen, ihre Verehrer gefunden. Wir erfahren nämlich, daß nicht blos die erwachsenen Buben des Sonntags zum Schoppen gehen, sondern wir müssen hören, daß auch die dem Konfirmationsunterricht angehörigen Knaben sich in Bratbirnmofst und Bier betrinken, daß sie sich's bei Käse und Wecken heimlich wohl seyn lassen, daß diese der Schule noch nicht erwachsenen Knaben, den Ältern gleich, Cigarren rauchen und zu ihren Gelagen Mädchen mitnehmen. Woher diese Buben die Mittel zu diesem unziemlichen Zechen sich verschaffen, das ist, wenigstens bezüglich Eines derselben, nun enthüllt worden, und es führt uns dieß zum Anfange der Spukgeschichten in Seiffen. Im Oktober vor. J. wurden nämlich dem bereits genannten Joachim Mayer aus einer Truhe in der Stubenkammer 9 Gulden entwendet, ohne daß man den Thäter in Erfahrung brachte. Bald darauf begiebt sich Mayers Frau mit ihrem ältesten, am 4. Sept. 1836 geborenen, also damals 13 Jahre alten Knaben Johannes ins Holz und findet auf einer Buchenwurzel 9 Sechser, die sie in die rechte Rocktasche schiebt. Aber von diesem Tage an wird die Mutter von Schmerzen im rechten Fuß geplagt, wogegen Flusspflaster und Waschwasser vom Apotheker in Blaubeuren nichts helfen. Man geht deshalb, anstatt zum Arzt, zum alten Baumwirth; allein auch dessen Amulette helfen nichts, so wenig, als die Mittel eines Mannes in Blaubeuren selbst, der dem geplagten Weibe „für den Fluß that.“ Zu diesem keinen Mitteln weichenden Uebel kommt nun, daß aus der nämlichen Truhe, wie früher, ein Beutel mit vier Kronenthalern und einem Baiertaler gestohlen wird. Der bestohlene Joachim Mayer sucht weiter nach Rath, und nun erfährt er, seinem Weibe habe man einen Poffen angethan, er solle nur zum Herrn Wundarzt Rau nach Feldstetten, der könne auch wegen des Geldes helfen, wenn es noch nicht drei Tage fort sei. Glücklicher Weise kam das Geld erst zwei Tage zuvor weg, es wird deshalb Rau zu Rathe gezogen, der sich Jahr und Tag der Geburt des kranken Weibes sagen läßt, und zwar nicht bezüglich des erstmals entwendeten Geldes, wohl aber hinsichtlich des erst kürzlich weggenommenen helfen kann. Am 9ten oder 12ten Tage muß das Geld wieder kommen. Und siehe da! richtig finden zwei Kinder 6 Sechser an der hintern Hausthüre und an der Rükenthüre hängt ein Beutel mit 4 fl. 22 kr. Das weiter Gestohlene aber kam nicht mehr. Der bestohlene Hausvater hatte das Räusche Geheimniß leider ausgeschwätzt und dadurch den Zauber gelähmt, was deutlich aus einem am folgenden Morgen gefundenen Zettel des Inhalts: „So Jochem, jetzt kriegst airst nichts mai!“ hervorgeht. War nun aber durch die eigene Schuld des plauderhaften „Jochem“ der Zauber bezüglich der Herbeischaffung des Geldes gestört worden, wie dieser von seinem Wundermann erfuhr, so erprobte sich die Kraft desselben um so mehr an dem Weibe, denn bei dieser gieng es täglich besser. Allein nun fieng es mit dem Sohne Johannes zu spucken an. Derselbe fand drei Aepfel im Heu, was, da dieß nicht der gewöhnliche Ort für Aepfel ist, nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Indessen nicht blos im Heu, überall im Hause fand man — bald da, bald dort — einige Aepfel beisammen, und als endlich „Vater Jochem“ merkte, daß diese Aepfel nicht aus einem fremden Zaubergarten in sein Haus gekommen, sondern daß sein eigener Vorrath im Keller sich erheblich vermindere, und denselben deshalb in einer Truhe besser verwahrte, da kamen Drohzettel geheimnißvoll in verschiedenen Theilen des Hauses zum Vorschein, die — obwohl ihr Inhalt nichts weniger als gespenstisch klang, wie z. B. „Wart Jochem, dir und deinem Johannes gehts schlecht, ihr zwei müßet verreckt!“ — den-

noch von Vater und Mutter für übernatürlichen Ursprungs gehalten wurden. Einmal sollte der also bedrohte Bube Aepfel auf das Feld mitnehmen. Da fanden sie sich alle angebissen in seiner Tasche, ebenso war ein Aepfel in des Vaters Tasche angebissen, und als der Vater voll Schauders nicht dulden wollte, daß der Bube diese offenbar verherzten Aepfel esse, da flogen zwei Aepfel dem Vater wie zur Strafe an die Stirne, und doch hatte er nicht gesehen, wer sie geworfen. Die Aepfel wurden dem Rau gebracht und mußten verbrannt werden. Nun war es zwar mit den Aepfeln zu Ende, allein jetzt wurde der Bube Johannes mit einem Brüderchen, das bei ihm im Bette lag, aus solchem Nachts herausgeworfen, und als darauf der Vater zu seinem Sohne Johannes, denselben fest umfassend, ins Bett lag und den im Hause sein Unwesen treibenden Kobold herausforderte, es jetzt wieder zu probiren und sie beide aus dem Bette zu werfen, da ließ es dieser zwar weislich bleiben, allein dafür kneipte und zwickte es nun den Vater tüchtig unter den Armen, so daß dieser jene Nacht schlaflos und schwizend vor Angst im Bette seines Sohnes zubrachte, während Letzterer, nachdem das Zwicken bei seinem Vater zu Ende war, ruhig und fest entschlummerte. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

X Fischer zogen dieser Tage aus der Seine, nahe bei Argenteuil, eine männliche und eine weibliche Leiche hervor. Beide waren mit Taschentüchern und Stricken fest aneinander gebunden. Sie gehörten, der Kleidung nach, der wohlhabenden Klasse an. Beide waren jung, das Weib zeichnete sich durch ihre ungewöhnliche Schönheit aus. Man hat folgende Schrift bei ihnen gefunden: „Wir sterben freiwillig; wir liebten uns seit langer Zeit. Unsere Eltern widersezten sich unserer Verbindung auf der Erde; wir werden uns deshalb im Himmel vereinigen. Wir bitten Diejenigen, welche unsere Leichen finden werden, uns zu beerdigen, ohne nach unserer Herkunft zu forschen. Adieu! Joseph. Madeleine.“ Den Nachforschungen der Behörde ist es noch nicht gelungen, die Identität der Unglücklichen festzustellen.

X London, den 24. Oktbr. Am 18. Okt. kamen zwei Brieftauben, welche Sir J. Ross bei seiner Expedition nach den arktischen Gewässern mitgenommen hatte, in Ayr wieder an und ließen sich sofort auf demselben Taubenschlage nieder, aus dem sie genommen waren. Sie hatten keinen Zettel angeheftet, an der einen ließen sich jedoch Spuren entdecken, daß sie einen Gehabt haben muß. Sie gehören zu den fünf Tauben, welche der Kühne Nordpolfahrer mitgenommen hatte, um sie loszulassen, wenn er entweder einfeieren oder Sir John Franklin auffinden sollte. Einer von beiden Fällen dürfte demnach eingetreten seyn. Die beiden Thiere haben eine Entfernung durchflogen, die nicht viel unter 2000 engl. M. betragen kann, was um so ausserordentlicher ist, da die Tauben sich beim Fliegen vom Gesicht und nicht vom Geruch leiten lassen.

Maritätenkästlein.

© Zeit ist Geld. Mädchen. Bitt' gar schön um ein kleines Almosen. Sieben unversorgte Kinder . . .

Frau. Sie wird doch nicht sieben Kinder haben?

Mädchen. Aber meine Frau Mutter. Uebermorgen wird's der dritte Tag, daß wir nichts zu Mittag gegessen haben.

Frau. Glaub's ja, wenn's unterdessen nicht geschieht. Ich will Dir einen Kreuzer geben, wenn Du mir einen Kübel voll Wasser holst. Der Brunnen ist im Hofe.

Mädchen. Da wär' ich ein Narr, die Zeit zu versäumen. Bis ich das Wasser hole, hab' ich mit dem Betteln wenigstens einen Sechser verdient.

© Ein junger rothbärtiger, seiner witzigen Einfälle wegen bekannter Edelmann, kam bei einem Gastmahle einem Geheimen-

rath gegenüber zu sitzen, dessen mit Rubinen überfärbtes Antlitz dem Vollmonde nicht unähnlich war. Als die Unterhaltung allgemein wurde und der gute Wein des Wirthes seine Wirkung zu thun begann, sprach der Geheimrath zu dem jungen Edelmann, den er gern in Verlegenheit setzen wollte: „Mein Herr! wenn mich mein Gesicht nicht täuscht, so kommt es mir vor, als wenn Ihr Bärtchen mit jedem Tage röthler würde.“ Der junge Mann antwortete zur allgemeinen Freude der Gesellschaft eben so rasch, als witzig: „Sie irren sich wirklich, Herr Geheimrath, denn was Sie sehen, ist nur der Widerschein von Ihrem Gesicht.“

© Haynau über die Kartoffelkrankheit. — Eine ganz neue, höchst originelle Erklärung über den Ursprung der Kartoffelkrankheit gab der Herr Generalleutnant v. Haynau in Cassel. Nach seiner Ansicht beruht sie auf der zunehmenden Sündhaftigkeit der Menschen. Denn — argumentirt er — Sünde erzeugt Fäulniß im Menschen; Fäulniß aber, durch die Ausdünstung der Lebenden und die Verwesung der Todten in die Erde gebracht, verbreitet eine Krankheitsnässe und diese Krankheitsnässe ist der Grund der Kartoffelkrankheit.

© Im englischen Parlamente saßen die berühmtesten Gelehrten zwanzig Jahre und noch länger, ohne ein Wort zu reden. Man weiß, daß Newton nur einmal im Unterhause sprach, und dies einzige mal nur, um zu begehren, daß ein zerbrochenes Fenster hergestellt werde.

© Bei der Kreisregierung in Brixen (Oestreich) soll mehreren Personen, die einen Paß zur Vergnügungsreise nach Baiern verlangten, bedeutet worden seyn, daß der österreichische Staat groß genug zu Vergnügungsreisen sei.

© Vor einigen Tagen ereignete sich auf dem Zuge von Berlin nach Leipzig ein komischer Vorfall. Ein auswärtiger Fleischer, der das Schießpulver nicht erfunden, fuhr mit einigen Studenten und jungen Kaufleuten nach besagter Richtung und erkundigte sich sehr angelegentlich dabei nach den Drähten, welche an den Stangen neben der Bahn liefen. Man sagte ihm, daß diese die telegraphische Verbindung bewerkstelligten und daß nicht allein oben, sondern auch unten in der Erde dergleichen gelegt worden seien. Oben giengen die Nachrichten, unten die Pakete und Briefe. Besagter Knochenhauer war von dieser Nachricht so erschüttert, daß er auf der nächsten Station eine Tasse schwarzen Kaffee trank, wobei er seine Handschuhe und sein Taschentuch hinlegte und bei der Abfahrt vergaß. Einer seiner Begleiter nahm sie jedoch mit und gab sie dem Conducteur. Als nun unterwegs jener die Gegenstände vermißte, beeilte man sich, dem Conducteur zuzurufen, dieselben per Telegraph nachkommen zu lassen. Man denke sich das Erstaunen des Fleischers, der in der gespanntesten Erwartung bis zur nächsten Station geseßen, ohne ein Wort zu sprechen, als der Conducteur an den Waggon trat und seine Handschuhe und Taschentuch ihm hinein reichte. Für diese so segensreiche Erfindung verabsäumte der Betrogene nicht, eine Anzahl Flaschen Wein den Mitreisenden zum Besten zu geben.

Homonyme.

Fühlst Leib und Seel' ermatten

In heißen Tagen du

So komm' in meine Schatten,

Ich geb' dir kurze Ruh.

Ich komm', stehst an der Gränze

Des Erdenlebens du,

Als Freund mit meiner Sense,

Und geb' dir lange Ruh.

Auflösung der Jägerhomonyme in No. 84:

l a u f.